

## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27248-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Felicity H. McCoy wurde in Dublin geboren. Sie arbeitet als Autorin und Schauspielerin am Theater, fürs Fernsehen und Radio. In ihrer Heimat hat sie bereits drei Sachbücher veröffentlicht. «Die Bücherei am Ende der Welt» ist ihr erster Roman. Sie teilt ihre Zeit zwischen London und der Dingle-Halbinsel im Westen Irlands und bloggt regelmäßig über ihr Leben an beiden Orten.

«McCoy beobachtet scharf und mit den Augen einer Künstlerin.» (Irish Independent)

Felicity H. McCoy

**Die Bücherei am Ende der Welt**

Roman

Aus dem Englischen von Barbara Ostrop

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel «The Library  
at the Edge of the World» bei Hachette Books Ireland, Dublin.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, März 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

«The Library at the Edge of the World» Copyright © 2016 by Felicity Hayes-McCoy

Redaktion Heike Brillmann-Ede

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula Schmidt

Umschlagillustration Ruth Botzenhardt

Satz aus der ITC Legacy Serif bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27248 6

# Inhalt

Widmung

Vorbemerkung der Autorin

**Kapitel 1**

**Kapitel 2**

**Kapitel 3**

**Kapitel 4**

**Kapitel 5**

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31  
Kapitel 32  
Kapitel 33  
Kapitel 34  
Kapitel 35  
Kapitel 36  
Kapitel 37  
Kapitel 38  
Kapitel 39  
Kapitel 40  
Kapitel 41  
Kapitel 42  
Kapitel 43  
Kapitel 44  
Kapitel 45  
Kapitel 46  
Kapitel 47  
Kapitel 48  
Kapitel 49  
Kapitel 50  
Kapitel 51  
Kapitel 52  
Kapitel 53  
Kapitel 54  
Kapitel 55  
Kapitel 56  
Kapitel 57  
Kapitel 58  
Kapitel 59  
Kapitel 60  
Kapitel 61  
Dank

# Kapitel 1

Der türkisblaue Himmel brach sich im tieferen Blau des Meeres. Eine Steinplatte diente als Türschwelle, und dahinter reichte eine abschüssige Gestrüppwiese bis zum Rand der Klippe, wo eine Steinmauer die Grenze markierte. Dahinter gab es nur noch einen schmalen Grasstreifen, von Strandgrasnelken übersät, und die steil nach unten abstürzende Felswand, an deren Fuß die Brandung toste. Das kleine Haus stand am oberen Rand eines schmalen Grundstücks, die Rückseite der Straße zugekehrt, die Tür zeigte zum Meer. Hanna hatte sich durch ein Gestrüpp von Weidenschösslingen gekämpft, war durch eine schlammige Pfütze gewatet und schließlich durch ein Fenster im Anbau geklettert. Jetzt stand sie mit dem Gesicht zur Sonne auf der Türschwelle und roch den modrigen Geruch der verfallenen Räume und den salzigen Duft des Meeres, das gegen die Klippen donnerte.

Vierzig Jahre waren vergangen, seit sie zum letzten Mal auf dieser Schwelle gestanden hatte. Das Haus wirkte seit jeher dunkel und abweisend. Ihre Großtante Maggie hatte hier gelebt, eine verkniffene Rothaarige, die immer die Hühner aus der Tür gescheucht und über die hohen Paraffinölpreise gejammert hatte. Als Maggie gestorben war, hatte sie das Haus Hanna hinterlassen, die damals noch ein Kind gewesen war. Jetzt war Hanna, beinahe einem Instinkt folgend, hierhergekommen, um allein zu sein, in den Händen ihre Hoffnung für die Zukunft.

In der blauen Luft kreischte eine Möwe, und ganz in der Nähe flatterte eine Drossel in einem Weidenbaum. Auf der Türschwelle lagen braune und gelbe Schneckenhäuser wie Edelsteine verstreut. Es war zu spät, um sich jetzt noch über die schönen Pumps Gedanken zu machen, die sie am Morgen für die Bibliothek angezogen hatte. Vom Geräusch der Wellen angezogen, ging sie die Wiese hinunter. Das Gras war hüft-hoch, und Blüten wie Wollpompons kitzelten sie an den Ellbogen. Vor ihr wölbte sich der riesige Himmelsbogen, und die Bewegung durch das Gras kam ihr so vor, als würde sie darin waten. Die aus Feldsteinen errichtete, niedrige Begrenzungsmauer war hier und dort eingefallen, daher näherte sich Hanna vorsichtig. Dann fand sie hinter blühenden

Dornsträuchern und einem vor sich hin rostenden Kühlschrank eine Stelle, wo Steine aus der Mauer herausgebrochen waren, sodass sie nun einen niedrigen Sitzplatz auf der Klippe mit Blick aufs Meer bot. Hoch oben trieb der Wind ein paar Wolken über den Himmel, und draußen, wo glänzende Felsen aus den Wellen ragten, glitzerte die Gischt auf der Brandung. Hanna setzte sich, legte ihre Füße mit den schlammverschmierten Schuhen auf ein Kissen von Grasnelken und betrachtete den Umschlag in ihrer Hand.

Vorhin hatte ihr Herz einen Satz gemacht, jetzt aber musterte sie zögernd das schwere, teure Papier, die getippte Adresse und die leuchtend bunten Farben der abgestempelten Briefmarken. Während sie den Umschlag so in der Hand drehte und wendete, sagte sie sich, dass ein Brief nichts weiter sei als Worte auf Papier. Und eine Bibliothekarin sollte besser als jeder andere wissen, dass das geschriebene Wort über Zeit und Raum hinweg das Leben eines Menschen verändern konnte. An zwei Tagen in der Woche lenkte sie den Bibliotheksbus des Bezirks durch die Berge und Täler der wunderschönen Finfarran-Halbinsel und rollte von einsamen Dörfern zu weit verstreut liegenden Berggemeinden. Sie liebte diese Fahrten zwischen den hohen, blühenden Hecken und genoss die Gedanken an die Bücher, die sie dabei hatte, und an ihren Inhalt. Seit Jahrtausenden vermittelte das geschriebene Wort Träume, Visionen und Ambitionen über Meere und Gebirge hinweg, und sie, die den Kleinbus zwischen Pfützen und Schlaglöchern hindurchsteuerte, war ein Teil dieses Prozesses. Schon die handgeschriebenen Texte der Ägypter und Mesopotamier hatten das Leben der Menschen beeinflusst – und genau das taten heute die Romane, eingeschlagen in stabile Folie, und die Hör-CDs, auf denen man klassischen und modernen Texten lauschen konnte. Sogar Promi-Kochbücher konnten das Leben beeinflussen ... Außerdem empfand Hanna diese einsamen Stunden auf der Straße wie kleine Oasen der Freiheit und Stille. Sie hatte sie bitter nötig.

Heute hatte die Bibliothek früh geschlossen, und so war Hanna langsam nach Hause gefahren, nicht gerade glücklich über einen weiteren Nachmittag in der Gesellschaft ihrer Mutter. Mary Casey war eine großzügige, großzügige und unterhaltsame Frau, doch sie mischte sich in



alles ein, war taktlos und konnte manchmal entsetzlich eingeschlappt reagieren. Vor dem Tod von Hannas Vater Tom vor zehn Jahren war alles anders gewesen. Er hatte seine Frau angebetet und liebend gern Überraschungen für sie organisiert. Hanna erinnerte sich noch, wie die beiden damals in den 1970er-Jahren zum Essen in ein Hotel in Carrick gefahren waren. Tom hatte seinen besten blauen Anzug getragen, und Mary, mit Perlenschmuck und neuer Frisur, hatte gekichert und geflirtet wie ein Backfisch. Doch jetzt, da niemand sie mehr verwöhnte, war Marys Charme weit weniger offensichtlich als ihre herrische Art.

Da inzwischen kein Teenager mehr das Bad endlos belegte, lief morgens alles wesentlich weniger hektisch ab. Trotzdem war es nicht einfach, Kaffee und Toastbrot zu genießen, während Mary Casey, die Königin des ausgiebigen irischen Frühstücks, Speckstreifen und Blutpudding briet. Der Frühstückskampf tobte, seit Hanna vor einigen Jahren auf der Türschwelle ihrer Mutter aufgetaucht war, neben sich ihre rebellisch dreinschauende, sechzehnjährige Tochter Jazz und in der Hand zwei Koffer voller unzumutbarer Kleidung, die sie in wilder Wut zusammengeworfen hatte. Als Hanna damals Jazz ohne Erklärung aus ihrem Londoner Zuhause gerissen hatte und ohne Vorwarnung bei ihrer Mutter eingefallen war, hatte sie alles dafür getan, den Frieden zu wahren. Schon immer stand Mary auf dem Standpunkt, unter ihrem Dach solle niemand dem Tag ohne einen anständig gefüllten Magen entgegnetreten. Jazz, die von Hanna mit Croissants und Orangensaft großgezogen worden war, hatte der Anblick eines Spiegeleis auf geröstetem, weißem Buttermilchbrot in Empörung versetzt. Und so hatte Hanna wochenlang Joghurt für ihre Tochter gekauft, Pilze für ihre Mutter gegrillt und sich gleichzeitig bemüht, beide für ein gesundes Müsli zu interessieren. Vollkommen vergebens. Das Frühstück blieb die Hölle, denn obgleich Jazz, die gerade zwanzig geworden war, inzwischen in einer WG in Frankreich lebte und für eine Fluggesellschaft arbeitete, bereitete Mary immer noch ein vollständiges irisches Frühstück zu. Und Hanna steckte mit einundfünfzig Jahren in einem aussichtslosen Job fest und schlief obendrein im Gästezimmer ihrer Mutter.

Hanna war in Crossarra geboren und aufgewachsen, ein paar Meilen östlich von Lissbeg, wo sie jetzt in der Bibliothek arbeitete. Aber

das Haus ihrer Kindheit gab es nicht mehr. Ihr Dad hatte das Postamt des Dorfes geführt und einen Teil des Raums als Lebensmittelladen genutzt; draußen hatte er zudem zwei Zapfsäulen für Benzin betrieben. Ihre Mutter hatte hinter der Kasse gesessen. Vor dem Laden hatten sich regelmäßig Kinder versammelt, die rote Limonade tranken und Schokolade aßen, und die Leute, die am Postschalter Briefe aufgaben oder ihre Rente abholten, hielten gerne ein Schwätzchen. Wenn jemand zum Tanken kam, während Tom ein Päckchen wog oder jemandem half, ein Formular auszufüllen, übernahm ihre Mutter seinen Platz am Postschalter, und dann rief man Hanna, um Käse oder Speck zu schneiden, während ihr Vater die Zapfpistole bediente. Bei Caseys konnte man so ziemlich alles bekommen: Mehl, Tee und Backpulver, Äpfel und Mausefallen, Kekspackungen und Gemüse, Batterien und Marmelade. Doch heutzutage fuhren die Leute zum Tanken oder für den Lebensmitteleinkauf nach Lissbeg oder zu einem der Supermärkte zehn Meilen entfernt in Carrick, wo man, wenn man genug Nudeln oder Waschmittel kaufte, ein paar Cent Rabatt für das Benzin bekam, das man für die Fahrt verbraucht hatte.

Als Hanna in den 1980er-Jahren heiratete und nach London zog, hatte ihr Vater den Laden verkauft und ein neues Haus gebaut. Für ein älteres Ehepaar, das an zugige Zimmer, einen launischen Küchenherd und klirrende Fensterscheiben gewöhnt war, war das Vierzimmerhaus an der Hauptstraße ein Rentnertraum. Es hatte doppelt verglaste Scheiben, eine Zentralheizung, eine moderne Küche, und in jedem Zimmer hing eine helle Deckenlampe. Hanna, die alte Häuser und ihren historischen Charme liebte, hasste es. Wann immer sie mit ihrem Auto in die Einfahrt einbog, zuckte sie beim Anblick der neonpinken Außenwände und der blauen Kacheln des Vorbaus zusammen, die Mary voller Stolz ausgewählt hatte. An eine Tafel an der Wand war ein großes, emailliertes Kleeblatt geschraubt, das irische Wahrzeichen. Weil sich die pinken Wände, die blauen Kacheln und das limonengrüne Kleeblatt so bissen, musste Hanna immer die Zähne zusammenbeißen.

Neben der Eingangstür hing ein Kunststoffbriefkasten. Als sie heute den Deckel aufgeklappt hatte, hatte sich ihr beim Anblick des Briefs mit dem vertrauten Londoner Poststempel plötzlich die Kehle zugeschnürt.

Der Brief war an *Ms. Hanna Casey, Crossarra, Co. Finfarran, Ireland* adressiert. Obgleich sie schon seit einer Woche darauf wartete, konnte sie sich nur mit Mühe überwinden, den Umschlag aus dem Briefkasten zu ziehen. Doch dann raffte sie ihren Mut zusammen und wollte das Schreiben gerade öffnen, als es jemand nur Sekunden später ohne Vorwarnung aus ihrer Hand riss.

Das war erst eine Stunde her. Jetzt saß Hanna hoch oben auf der Klippe und schaute erneut auf den Umschlag, den sie mit Tränen der Wut benetzt hatte. Sie war herumgewirbelt, als er ihren Fingern entglitt, und hatte versucht, ihn wieder zu packen zu bekommen, aber Mary hatte sich gewehrt.

«Mam! Hättest du die Güte?»

«Wie gut, dass du Miss Hanna Casey bist und nicht Mrs. Malcolm Turner.»

«Nein, Mrs. Malcolm Turner bin ich nicht mehr, okay? Die Scheidung ist jetzt drei Jahre her, Mam, gewöhn dich dran.»

«Oh, ich bin sehr gut daran gewöhnt, das kannst du mir glauben. Nur kapiere ich immer noch nicht, wie du das zulassen konntest.»

«Das war nicht mein Werk. Malcolm hat die Scheidung eingereicht.»

«Nachdem du blöd genug warst, ihm einen Vorwand zu liefern.»

Hanna versteifte sich. «Mam, ich will nicht darüber reden, okay? Das haben wir jetzt schon tausendmal durchgehechelt. Ich hab ihn mit einer anderen Frau im Bett erwischt. Da hab ich mein Kind genommen und bin gegangen. Was hätte ich sonst tun sollen?»

«Du hättest die Stellung halten und wenigstens dafür sorgen können, dass er ordentlich blecht.»

«Ich hatte nicht gedacht ...»

«Nein, *nachgedacht* hast du wirklich nicht. Genauso wenig wie damals, als du ihn gerade einmal zehn Minuten kanntest und von ihm schwanger wurdest.» Jetzt war Mary voll in Fahrt. «Und dann kommst du nach zwanzig Jahren als Ehefrau in London nach Hause zurückgekrochen! Weißt du, was ich dir sage, Hanna-Mariah? Du bist ein Dummkopf und immer schon einer gewesen.»

«Nenn mich nicht Hanna-Mariah.»

«Dein Vater hat sich Arme und Beine ausgerissen, damit du studieren kannst. Wir hatten einen wunderbaren kleinen Laden, den du hättest übernehmen können, aber nein, der war nicht gut genug. Madame musste ja für ihre Bibliothekarinnen-Ausbildung nach Carrick, dann nach Dublin und zum Schluss auch noch nach London. Du warst nicht zu halten, da konnte ich mir den Mund fusselig reden. Und dein Vater hat sich die ganze Zeit dumm und dusselig gezahlt.»

Hanna riss den Brief endgültig an sich und steckte ihn in ihre Handtasche. Ihre Hände zitterten. Mary warf den Kopf zurück.

«Ich weiß genau, was in diesem Brief steht. Nichts als Juristenquatsch und dass er keinen Cent zahlen wird.»

Einen Augenblick gelang es Hanna noch, sich zu beherrschen. Sie zog den Reißverschluss ihrer Handtasche zu und wollte ins Haus gehen. Doch Mary zerrte sie zurück und drohte ihr mit dem Finger.

«Ich hab es dir schon oft gesagt und sag es dir noch mal: Dieser Winkeladvokat hat dich nach Strich und Faden ausgenommen. Mit der Heirat hast du die Chance auf eine berufliche Karriere aufgegeben. Egal, wie viel Geld er für Jazz zur Seite gelegt hat, dir ist er auch etwas schuldig, Kind.»

Plötzlich packte Hanna der Zorn. Sie packte Mary bei den Schultern und schrie sie an: «Himmel noch mal, Mam, kannst du dich nicht um deinen eigenen Kram kümmern?»

«Allgütiger, wieso hab ich nur eine solche Idiotin großgezogen? Du bist ein Trottel, Hanna-Mariah Casey, und die ganze Welt weiß es!»

Zu ihrem Entsetzen spürte Hanna plötzlich, dass sie losschluchzte. Sie wühlte in ihrer Tasche, fand den Schlüsselbund und hastete zum Auto zurück. Sie brauchte unbedingt Ruhe und Einsamkeit, hatte aber keine Ahnung, wo sie hinfahren sollte. Zehn Minuten später hatte sie sich durch das hohe Gras und die Weidenschösslinge gekämpft, ihre Schuhe im Schlamm eingesaut und war durch das zerbrochene Rückfenster des einzigen Ortes auf der Erde geklettert, den sie ihr Eigen nennen konnte.

Das Problem war, dass Mary Casey recht hatte. Eine vernünftige Frau wäre nicht, ohne nachzudenken, von Mann und Heim weggelauften, oder hätte später, als Malcolm die Scheidung einreichte, verkündet, sie wolle keinen Penny von seinem Geld. Doch Hanna war damals

viel zu sehr in ihrem Stolz verletzt gewesen, um vernünftig handeln zu können. Jetzt aber, da ihre erwachsene Tochter in die Welt hinausgezogen war und ihr selbst eine Zukunft in der Enge von Mary Caseys Haus bevorstand, hatte sie ihren Stolz heruntergeschluckt und Malcolm geschrieben, ohne jemandem davon zu erzählen. Gewiss könne er doch ihre Position verstehen, so hatte sie es in ihrem Brief formuliert. Gewiss sei doch etwas Geld für ein eigenes Zuhause nicht zu viel von ihm verlangt. Am Rand von Lissbeg gebe es ein kleines Neubaugebiet, hatte sie geschrieben, und dabei genau gewusst, dass der Preis für ein solches Haus für Malcolm ein Klacks war. Nicht gewusst hatte sie dagegen, ob er tatsächlich großmütig reagieren würde.

Weit draußen, wo die Möwen kreisten, blitzte Licht auf dem Meer. In ihrer Hand hielt sie den Brief mit den Worten, die ihr Leben verändern könnten. Sie holte tief Luft, straffte die Schultern und riss den Umschlag auf.

## Kapitel 2

Morgens früh, wenn die Geschäftsleute auf dem Weg zur Arbeit waren, hörte man in Lissbeg ungeduldiges Gehupe, wenn Autos und Lieferwagen sich die Broad Street streitig machten. Conor McCarthy war das zu blöd. Deshalb ließ er sein Auto meistens zu Hause und fuhr mit der Vespa zur Bibliothek. Sie war ein Original. Er hatte sie in den Kleinanzeigen der Zeitung gefunden und im Schuppen hinter dem Kuhstall eigenhändig restauriert. Sich in Lissbeg über die Broad Street zu schlängeln, war vielleicht nicht ganz so cool, wie auf einer Vespa um italienische Kirchen zu flitzen, trotzdem war es cooler, als einen Parkplatz für den alten Ford suchen zu müssen.

Das Städtchen Lissbeg lag fünf Kilometer von dem Dorf Crossarra entfernt. Lissbeg bestand eigentlich nur aus einer breiten Straße, die im Zentrum noch breiter wurde, und vier schmalen Nebenstraßen. Dort, wo die Broad Street sich am stärksten weitete, hatte man den ehemaligen Marktplatz zum Parkplatz umfunktioniert. Der alte Pferdetrog in seiner Mitte war inzwischen mit Pflastersteinen eingefasst, man hatte ihn mit Erde gefüllt, und er wurde jedes Jahr von der Gemeinde mit Fleißigen Lieschen und Petunien bepflanzt. Auf der einen Seite des Trogs war eine Bank im Boden verankert, wegen der parkenden Autos saß dort aber fast nie jemand. Conors Mam zufolge war der Trog in ihrer Zeit immer von Schulkindern umlagert gewesen. Seitdem die neue koedukative Schule weit außerhalb Lissbegs eröffnet worden war, sah man kaum noch Kinder in der Stadt.

Gegenüber dem Pferdetrog beherrschte die Front der alten Mädchenschule die Broad Street. Der Komplex reichte entlang der beiden angrenzenden Seitenstraßen weit nach hinten zurück und umfasste sowohl die alten Schulgebäude als auch das Nonnenkloster, das die Schule einst betrieb. Als die Nonnen die Schule schlossen, mietete die Gemeinde ein paar Räume an und verlagerte Lissbegs Bibliothek aus einem Fertiggbau, der immer unpraktisch gewesen war, in den langen getäfelten Saal, der früher als Aula der Schule diente. Und ein paar Büros der Bezirksverwaltung hatten ebenfalls in der alten Schule Platz gefunden,

während das eigentliche Bezirksrathaus in Carrick stand. Ein Teil des mit einer Mauer geschützten Gartens der Nonnen wurde kurzerhand in einen kleinen Parkplatz umgewandelt. Der Zugang zur Bibliothek und zu den Bezirksbüros führte durch einen Hof; hier war einmal der Schulingang gewesen. Auf den Parkplatz gelangte man über den Hof und durch eine Fußgängertür. Es gab aber auch ein gesichertes Tor, das auf den Parkplatz führte, doch man brauchte eine Fernbedienung, um hindurchzukommen. Miss Casey hatte einen Parkplatz, auf den mit leuchtend gelber Farbe in gestochen scharfen Lettern das Wort *Bibliothekarin* gesprüht stand. Conor musste allerdings für sich selbst sorgen, denn aus Sicht der Bezirksbücherei in Carrick war eine Teilzeitkraft, die parallel auf dem heimischen Bauernhof arbeitete, kein echter Gemeindefacharbeiter. Conor hatte damit kein Problem. Er sah sich nicht als das, was sein Dad immer einen *Federfuchser* nannte. Er mochte eben einfach Bücher.

Es war überhaupt nicht schwierig, eine Ecke für die Vespa zu finden, aber Miss Casey beschwerte sich immer, dass ihm eigentlich ein offizieller Parkplatz zustünde. Conor nahm an, dass dahinter vor allem der Wunsch steckte, ihre eigene Bedeutung hervorzuheben, indem sie mehr Respekt für ihren Mitarbeiter verlangte. Es war trotzdem nett.

Merkwürdigerweise mochte er Miss Casey. Die meisten Leute nannten sie eingebildet und reserviert, kannte man sie jedoch besser, war sie großartig.

Es war komisch, sich vorzustellen, dass die Bibliothek einmal die Aula von Miss Caseys Schule gewesen war und dass es hier nur so von Nonnen gewimmelt hatte. Im Kloster lebten immer noch einige von ihnen, und Conors Bruder Joe zufolge war das der Grund, warum die Kirche die Gebäude nicht schon längst verkauft hatte. Einige Jungs im Pub meinten allerdings, Joe sei bekloppt. Sicher, es sei ein riesiger Komplex mitten in der Stadt, aber man müsse sich nur den Immobilienmarkt anschauen, um zu begreifen, dass keiner etwas dafür bieten würde. Angesichts der zögerlichen Kreditvergabe der Banken und der vielen nagelneuen Häuser im Land, die sich nicht verkaufen ließen, dankte der Bischof Gott wahrscheinlich auf den Knien für die Mieteinnahmen durch die Gemeinde. Wenigstens kam so regelmäßig Geld herein, mit dem

man dafür sorgen konnte, dass keine Feuchtigkeit in die Wände drang und der Strom nicht abgeschaltet wurde.

Conor lenkte die Vespa um den voll geparkten Platz in der Mitte der Broad Street herum und schlängelte sich zwischen den Autos und Lkws hindurch. Dann stieg er ab und schob den Roller auf den Hof, der einmal als Schuleingang diente. Seiner Mam zufolge hatten die Nonnen diesen Eingang niemals benutzt. Eine eigene Tür auf der Rückseite der Gebäude gewährte ihnen den Zugang vom Kloster aus. An der ehemaligen Schultür hing nun ein Kunststoffschild mit dem Aufdruck: *Öffnungszeiten montags bis freitags 9:30 Uhr – 17:00 Uhr*. Die Tür zur Bibliothek lag auf der anderen Seite des Hofes. Normalerweise stellte Conor seine Vespa dort in einer Ecke ab, außer mittwochs, denn dann warteten dort Mülltonnen auf die wöchentliche Leerung. Heute Morgen war der Platz jedoch frei. Er schloss seinen Roller ab, nahm den Helm vom Kopf und betrat die Bibliothek.

Conor liebte den Geruch der Bücher in dem getäfelten Saal. Die meisten waren ziemlich neu, doch ein paar gehörten zu einer Sammlung, die aus der Zeit der alten Schule stammte. Sie hatten lederne Einbände, und ihr dickes, an den Rändern zerfleddertes Papier roch wundervoll. Lesen wollte er sie lieber nicht, die Schrift war winzig, und die Bücher enthielten dunkle Bilder und Diagramme, aber er liebte es, wie sie sich anfühlten. In die Buchdeckel waren in den Ecken und in der Mitte vergoldete Ornamente geprägt, und die Vorsatzblätter waren mit gefiederten Mustern bedeckt, wie man sie auf Cremetörtchen findet. Miss Casey bewahrte diese Kostbarkeiten hinter den Glastüren des alten Bücherschranks auf, der an der rückwärtigen Wand des Saals stand und eigentlich von niemandem beachtet wurde. Der normale Bibliotheksbestand verteilte sich auf modernen Metallregalen. Jedes Buch steckte in einem durchsichtigen Folienschutzumschlag, und wenn eines zurückgegeben wurde, wurde es mit verdünntem Geschirrspülmittel eingesprayed. Bevor man es dann wieder ins Regal stellte, musste man es noch nach nicht hineingehörenden Lesezeichen durchsuchen, denn die Leute hinterließen die unglaublichsten Dinge in den Büchern. Einmal hatte Conor sogar einen Streifen Frühstücksspeck in einem Roman von Maeve Binchy entdeckt, und Miss Casey war durch die Decke gegangen.



Sie hatte eine gestrenge E-Mail verschickt und mitgeteilt, dass das Buch ersetzt werden müsse und eine offizielle Rechnung folgen werde. Conor hatte sich bei dem Gedanken, dass der alte Metzger Fitzgerald, ein reizbarer, kleiner Mann mit einem Gesicht wie ein Hühnerpo, ein verkappter Maeve-Binchy-Leser war, köstlich amüsiert. Fitzgeralds Frau hatte das Buch ausgeliehen – fast alle Nutzer der Bibliothek waren Frauen –, aber es gab keinen Zweifel, dass der Speckstreifen aus der Metzgerei stammte.

Conor und Miss Casey hatten also nicht viel miteinander gemein. Außer den Büchern. Es gab allerdings Zeiten, da konnte man glauben, Miss Casey halte überhaupt nichts von Büchern. An diesen Tagen verweigerte sie sich jeder Plauderei über Literatur. Und dann gab es wieder Tage, da machte sie Conor auf hervorragende Bildbände aufmerksam wie das große Buch über Canaletto mit seinen umwerfenden Gemälden von Italien. Danach hatte Conor *Bilder + Italien* in eine Suchmaschine eingegeben und war völlig überwältigt, als er auf eine Mischung von richtig alten Gemälden und total coolen Fotos stieß, darunter solche, die junge Männer zeigten, die mit ihren Vespas auf Kirchenplätzen herumkurvten. Das hatte zu seinem Entschluss geführt, für sich selbst auch eine Vespa aufzutreiben.

Sobald er nach den Computern geschaut hatte, flitzte er in die Küche, um sich einen Kaffee zu machen. Miss Casey saß mit ziemlich grimmiger Miene hinter ihrem Schreibtisch, daher störte er sie besser nicht. Nicht, dass ihm ihre Launen etwas ausmachten; er war daran gewöhnt, und außerdem fand er, dass seine Mam es ganz richtig sah: Wenn man mit der alten Mary Casey zusammenlebte, hatte man ein Recht auf Launen. Während er in der kleinen Küche darauf wartete, dass das Wasser kochte, scheuerte er die Spüle. So früh am Vormittag, wo noch nicht viel los war, konnte man solche Dinge ganz gut erledigen. Allerdings nutzten manchmal junge Mütter mit Kinderwagen die Bibliothek zu dieser frühen Stunde als Treffpunkt, und auch das ärgerte Miss Casey. Conor hatte den Verdacht, dass sie am liebsten ein altmodisches Schild mit der Aufschrift *RUHE* aufhängen würde. Klatsch und Tratsch waren etwas, das sie nicht ausstehen konnte, und der Anblick einer Schar junger

Frauen, die die Köpfe zusammensteckten, machte sie wild. Conor fand dagegen, dass sie für ein wenig Leben sorgten.

Das Problem in Lissbeg war, dass es kaum Orte gab, wo man sich treffen konnte. Und so schien in jedem Jahr jemand auf die Idee zu kommen, ein Café oder einen Delikatessen-Imbiss zu eröffnen, wo man zusammensitzen und plaudern konnte. Der- oder diejenige lieh sich dann Geld, renovierte passende Räume und stellte Blumen und Deko nach draußen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Manchmal berichtete auch der Lokalsender im Radio darüber, oder man schaltete selbst eine Anzeige in der kostenlosen Zeitung, die an Hotels und Pensionen auf der Halbinsel verteilt wurde. Doch die meisten Touristen fuhren an Lissbeg vorbei, und Leute wie Conors Mum standen nicht auf teure, biologisch angebaute Pinienkerne oder Mozzarella-Wraps. Und so tauchten früher oder später handgeschriebene Schilder auf, die irisches Frühstück anpriesen, oder es wurden ein paar Euro in neue Café-Schaufenster gesteckt. Später gab es dann Tee und vielleicht auch Toast umsonst. Am Ende ging immer das Geld aus, das Lokal machte Pleite, und wieder hingen in einem Schaufenster der Stadt Listen mit Küchengeräten und Einrichtungsgegenständen, die zum Verkauf standen.

Jedes Mal, wenn Conor auf einer Abschiedsfeier eines Freundes war, der jede Hoffnung aufgegeben hatte, in Lissbeg seinen Lebensunterhalt zu verdienen, dankte er seinem Glücksstern für die Stelle in der Bibliothek. Es waren zwar nur drei Tage die Woche, aber die bedeuteten ein festes Einkommen, mit dem er dafür sorgen konnte, dass die Familienfarm nicht verkauft werden musste. Conors Vater Paddy McCarthy hatte seit einigen Jahren ein Rückenleiden. Er kam zwar noch zurecht, aber die schwere Arbeit war mehr, als Conors Bruder Joe allein bewältigen konnte, und für sie drei warf die Farm nicht genug ab. Wäre die Bibliothek nicht, hätte Conor auswandern müssen, und das Land, das die McCarthys seit Generationen bewirtschafteten, wäre an Fremde verkauft worden. Es war großartig zu wissen, dass sie sich weiter durchwursteln konnten, zumindest vorläufig. Und wenn die Dinge sich zu Hause änderten, könnte er vielleicht eine richtige Ausbildung machen und sich eine Vollzeitstelle in einer Bibliothek suchen. Heutzutage war allerdings nichts mehr sicher. Und wie sein Dad immer sagte, wenn er düster ge-

stimmt war: Ein einziger Federstrich eines Federfuchlers genügte, um allen Träumen den Garaus zu machen.

## Kapitel 3

Hanna saß mit der Reisetasche zu ihren Füßen in der Abflughalle und starrte wütend auf Malcolms Brief. Ihre verdammte Mutter hatte auch darin recht behalten: Das von seinem Büro aus versandte und von seiner Sekretärin getippte Schreiben war tatsächlich voller Juristenquatsch gewesen. Und die Antwort auf ihre Bitte war eindeutig ausgefallen: Hanna habe ihren Standpunkt bei Abschluss der Scheidungsvereinbarung deutlich gemacht und eine Neuverhandlung der Angelegenheit komme nicht in Frage.

Hanna knirschte fast mit den Zähnen. Sicher, sie hatte Malcolm verlassen, aber er hatte sie mit seinem Betrug und seinen Lügen dazu getrieben. Und anders als Mary Casey, die jeden Penny aus ihm herausgequetscht hätte, war sie nicht auf Rache aus. Sie wollte einfach nur ein Haus, in dem sie leben konnte. Malcolm konnte sich das leisten, und er war es ihr schuldig. Als sie sich kennenlernten, waren sie beide Anfang zwanzig gewesen, und damals hatte sie eine Arbeit als Bibliothekarin in einer Kunstgalerie angestrebt. Malcolm befand sich seinerseits auf dem Weg die Karriereleiter nach oben; eine teure Universität und der Status seiner Eltern verliehen ihm den nötigen Schub. Doch wie sehr er diese Tatsache jetzt auch überging – sie hatten seinen Erfolg gemeinsam geschmiedet. Das Haus, das Hanna für sie aufgestöbert hatte, war ein hohes, schmales Gebäude an einem heruntergekommenen Platz eines vor die Hunde gegangenen Viertels gewesen. Aber jeder, der auch nur einen Blick dafür hatte, konnte sehen, dass sich das Viertel bereits im Aufwind befand. Das Haus stammte aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, Georgianische Architektur. Es hatte eine mit Stuck verzierte Fassade, eine schmale Eingangshalle und eine elegante Treppe, die in die Empfangsräume im ersten Stock führte. Hanna hatte einen Architekten und eine Baufirma gefunden, die spätere Zusätze beseitigt und die ursprüngliche Pracht wiederhergestellt hatten. Sie hatten Schichten von Tapete und Farbe entfernt, Zwischenwände herausgerissen und überkleisterte Wandfriese restauriert. Hanna ließ in der Küche im Souterrain einen Ölherd installieren, baute nach hinten hinaus einen Wintergarten

an und begrünte die hohen Backsteinmauern mit einem Birnbaumspalier. Monatelang klapperte sie Bergehöfe für historische Baumaterialien nach schmiedeeisernen Badewannen und Feuerrosten ab, suchte einen tiefen, historischen Spülstein hier und Türgriffe aus geschliffenem Glas dort. Für die Schlafzimmer wählte sie handbedruckte Tapeten, und das geschwungene Mahagonigeländer wurde abgeschliffen und mit Bienenwachs poliert. Bis zur Fertigstellung des Hauses dauerte es beinahe ein Jahr, und als sie einzogen, war sie darin verliebt. An ihrem ersten Abend waren sie und Malcolm Hand in Hand durch die Räume gewandert, bis sie zum Elternschlafzimmer kamen, für das Hanna, passend zu den salbeigrünen Wänden, Vorhänge und Bettwäsche in Grautönen ausgewählt hatte. Als sie die Tür aufmachte, entdeckte sie auf dem Nachttisch eine Flasche Champagner in einem silbernen Weinkühler aus Georgianischer Zeit. Als Malcolm ihr Erstaunen sah, lachte er.

«Passt dieser Kühler nicht gut? Er stammt aus der gleichen Periode wie das Haus.»

Das stimmte, und er war das Tüpfelchen auf dem i. Beim Einschicken beteuerte Malcolm erneut seine Liebe. Als sie sich in dieser Nacht in dem Bett zurechtzuschelte, in dem sie ihn später mit Tessa ertappte, dachte Hanna, dass sie noch nie glücklicher gewesen war. Doch als sie Jahre später zwei und zwei zusammenzählte, begriff sie, dass seine Affäre mit der Frau, mit der sie beide befreundet gewesen waren, schon in den Monaten begonnen haben musste, in denen Hanna noch die Vorhänge für das Schlafzimmer auswählte.

Als auf der Anzeigetafel am Flughafen die Nummer ihres Flugsteigs erschien, warf Hanna noch einmal einen Blick auf den Brief. Ansehen und Reichtum von Malcolms Anwaltskanzlei erkannte man schon an der Adresse, und die Position seines Namens im Briefkopf unterstrich seinen Rang in der Hierarchie, den er während ihrer Ehe durch Leistung und Raffinesse erworben hatte. Sie steckte das Schreiben in ihre Handtasche, stand auf und machte sich auf den Weg zum Flugsteig. Malcolm mochte der Ansicht sein, dass eine Neuverhandlung ausgeschlossen war, doch die Zeit war gekommen, das zu ändern.

Vor drei Tagen hatte sie diese Eingebung gehabt, als sie auf dem Steinhafen über dem Meer gesessen und seine Antwort gelesen hatte. Sie hätte wissen sollen, dass ein Brief an Malcolm ihm einfach nur in die Hände spielen würde. Als sie ihm schrieb, hatte das ihren Stolz verletzt und an ihrem ohnehin schon geschwächten Selbstvertrauen gekratzt, ihn dagegen hatte die Antwort überhaupt nichts gekostet. Ein weiterer Brief würde alles nur noch schlimmer machen, schließlich hatte sie ihn jahrelang große Reden über die Freuden von Abnutzungskriegen schwingen gehört. «Du musst den anderen zermürben», hatte er gesagt und ihr bei Tisch über den teuren Hummer oder das Wildbret hinweg zugezwinkert, die dankbare Klienten spendiert hatten. «Er muss sich wie ein Trottel fühlen, dann wird er zum Verlierer.» So etwas nannten Malcolm und seine überbezahlten Kollegen Strategie. Und so hatte Hanna dort oben auf der Klippe, die silbrigen Wellen und die im Wind segelnden Möwen vor Augen, einen Entschluss gefasst: Jetzt musste sie selbst zu einer kleinen Kriegslist greifen. Sie hatte ihr Handy herausgeholt, die vertraute Nummer von Malcolms Büro gewählt und seiner Sekretärin eine knappe Botschaft zukommen lassen.

«Genau, Mrs. Turner, seine Exfrau. Sagen Sie ihm, dass ich mich am Samstag im Parsons Hotel in Mayfair mit ihm treffe.»

Sie hörte, wie die junge Frau überrascht die Luft einsog, ließ sich davon aber nicht durcheinanderbringen.

«Haben Sie das? Danke. Sagen Sie Mr. Turner, dass ich ihn um fünfzehn Uhr fünfzehn erwarte.»

Sie legte auf und zwinkerte einer Seemöwe triumphierend zu. Nicht nur hatte sie Malcolms Sekretärin keine Gelegenheit gegeben, Einwände zu erheben, auch die Wahl des Zeitpunkts ließ es so klingen, als müsste sie derart wichtige Termine einhalten, dass sie ihre Zeit im Viertelstundentakt maß.

Als sie jetzt im Flugzeug über die Welt und ihre Probleme hinwegglitt, schenkte ein hübsches Mädchen, das ohne weiteres hätte Jazz sein können, es aber nicht war, Tee ein. Nach ein paar Schlucken hielt Hanna die Tasse möglichst weit von sich weg, bis sie wieder abgeräumt wurde. Das hätte gerade noch gefehlt, dass sie schlabberte und in einem Fünfsternehotel mit Flecken auftauchte.

Sie trug ein schlichtes, aber raffiniert geschnittenes Etuikleid aus weicher, weinroter Wolle mit Dreiviertelärmel und einem hochgeschlossenen Kragen. An dem Tag, an dem sie Malcolm verlassen hatte und außer sich vor Zorn nach Irland zurückgekehrt war, hatte sie es ohne nachzudenken in ihren Koffer geworfen. In London hatte sie sich immer todschick gekleidet, und in ihrem Cottage in Norfolk, wo Malcolm, Jazz und sie gerne ihre Wochenenden verbrachten, besaß sie einen ganzen Schrank voller Jeans und Tops, Kaschmirpullover, Designerschals und Pumps. Und doch war sie mit einer lächerlichen Kleiderauswahl vor Mary Caseys Tür erschienen, Outfits, die überhaupt keinem Anlass angemessen waren – und schon gar nicht in Crossarra. Das meiste von dem, was sie an jenem Tag in ihren Koffer geworfen hatte, war längst zu den Sozilläden in Carrick gewandert. Doch zum Glück war sie klug genug gewesen, eines ihrer schlichten guten Stücke aufzubewahren. Dieses Kleid wirkte immer noch so schick wie eh und je, und am Flughafen war es ihr mit Hilfe von Haarnadeln und Haarspray zudem gelungen, ihr schulterlanges, dunkles Haar zu einer ziemlich überzeugenden Hochsteckfrisur zu arrangieren. Anschließend hatte sie sich im Spiegel der Damentoilette begutachtet. Nicht gerade Audrey Hepburn, aber gut genug, um sich in einem Hotel in Mayfair nicht schämen zu müssen. Vorausgesetzt, sie zog ihren Allerweltsmantel aus und trug ihn beim Eintreten über dem Arm.

Es regnete, als ihr Flugzeug landete. Hanna nahm die U-Bahn in die Stadt und trat auf eine nasse Londoner Straße hinaus. Sobald sie ein freies Taxi mit leuchtendem Schild entdeckte, winkte sie es heran. Sie musste sich auf das Gesamtbild konzentrieren. Nachdem sie so viel Geld für die Flüge und eine Nacht im Hotel lockergemacht hatte, waren die Kosten für das Taxi Kleinkram. Und es machte einen großen Unterschied: Ihr Haar würde sich nicht aus der Hochsteckfrisur lösen, und sie würde sich nicht von einer reifen Audrey Hepburn in eine verrückte, kraushaarige Version von Barbra Streisand verwandeln. Außerdem würde ihr der Valet des Hotels sofort die Tür öffnen, wenn sie im Taxi vorfuhr. Sie wollte Autorität ausstrahlen und wie eine selbstsichere Frau behandelt werden, um für die Begegnung mit Malcolm gerüstet zu sein. Vorausgesetzt, er tauchte überhaupt auf. Bei dem Gedanken, dass

er vielleicht fernbleiben würde, krampfte sich Hannas Magen plötzlich zusammen. Doch dann hielt das Taxi vor dem eleganten Parsons Hotel, und ein uniformierter Valet eilte mit einem großen Regenschirm herbei. Hanna atmete einmal tief durch, schwang die Beine aus dem Wagen und schlenderte bewusst locker zur Eingangstür.



## Kapitel 4

Conor hatte an den Wochenenden nur selten Freizeit, aber falls ja, blieb er meistens zu Hause, bastelte im alten Kuhstall an seiner Vespa herum oder entspannte sich vor dem Fernseher. Heute Nachmittag hatte ihm sein Freund Dan Cafferky allerdings eine Textnachricht geschickt, dass er sich in Lissbeg mit ein paar Mädels auf einen Kaffee treffen würde. Wenn Conor in die Stadt fahren wollte, musste er duschen und sich halbwegs annehmbar zurechtmachen, doch das war besser, als einen alten Harrison-Ford-Film mit seiner Mam zu schauen, die als Erste auf dem Sofa gesessen und sich die Fernbedienung geschnappt hatte.

Bríd Carney war mit Dan und Conor zur Schule gegangen, und ihre Kusine Aideen hatte damals eine der unteren Klassen besucht. Conor hatte Bríd seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen. Sie war gerade nach einer Art Kochausbildung oder einem ernährungswissenschaftlichen Studium nach Lissbeg zurückgekehrt, und die beiden jungen Frauen führten den Delikatessen-Imbiss gegenüber der Bibliothek. Sie hatten ihn *HabberDashery* – Kurzwarenladen – genannt, weil in den Räumen einmal Nähzubehör verkauft worden war. Laut Bríd lief das Geschäft annehmbar, wenn auch nicht glänzend. Als Dan und Conor eintraten, waren tatsächlich keine Gäste da, aber so konnten sie wenigstens zusammensitzen und ein wenig quatschen. Aideen wollte kein Geld für den Kaffee nehmen, aber Dan sagte, sie sei verrückt. Sein eigenes Geschäft – ökologische Meerestrips auf der Nordseite der Halbinsel – laufe auch nicht so toll, aber einen Milchkaffee könne er sich noch leisten. So gerade mal eben.

Sie saßen um einen der Tische herum, wobei Bríd auf dem Sprung blieb, um eventuell hereinkommende Kundschaft zu bedienen. Dan erzählte von seinen Walbeobachtungstouren. Heutzutage gab es massenhaft Touristen, die scharf auf Ökotrips waren. Aber das Problem waren die miserablen Straßen, über die niemand zu einem fand. Bríd entgegnete, das eigentliche Problem sei die verdammte Straße, die direkt von Carrick nach Ballyfin führte; die erlaubte Geschwindigkeit sei so bescheuert hoch, dass die Touristen niemals vom Gas gingen, um sich die

wunderbaren Orte rechts und links anzuschauen. Da weder die Farm noch die Bibliothek vom Geschäft mit den Touristen abhingen, saß Connor zurückgelehnt da und hörte zu, während die anderen redeten. In ihrer Schulzeit hatte er das Gefühl gehabt, dass Dan auf Bríd stand, vielleicht hatten sich die Dinge seitdem anders entwickelt. Jedenfalls lag kein Flirten in ihrem Gespräch, es ging nur um Gewinnspannen und Möglichkeiten, über die Runden zu kommen. Auch Aideen war fest entschlossen, ihr Zwei-Frauen-Geschäft zu einem Erfolg zu machen.

«Gegen eine Reise hätte ich überhaupt nichts einzuwenden, na klar. Aber ich möchte eben einfach die Wahl haben. Und letzten Endes möchte ich hier leben.»

Dan kippte ein Päckchen Zucker in seinen Milchkaffee. «Also, ich sag euch, wie ich das sehe. Ich war ein Jahr in Australien, aber richtig niederlassen möchte ich mich nur in meinem eigenen Dorf. Und jetzt schaut euch mal meine arme Mum und meinen Dad an, wie sie probieren, was aus ihrem Laden zu machen. Außerdem betreiben sie die Poststelle und das Internetcafé. Ich meine, das sind ja gleich drei Geschäfte in einem, und trotzdem halten sie sich nur gerade eben über Wasser. Und ich selbst versuche nun, Touren an Touristen zu verkaufen, die nur mit Mühe den Weg zu mir finden. Und die Hälfte der Zeit muss ich mir irgendeinen Job suchen, um über die Runden zu kommen, und bin nicht da, wenn mal jemand anklopft.»

«Vielleicht brauchst du eine Website? Irgendeinen Auftritt im Netz?»

«Vielleicht könntest du ja die Gemeinde oder das Fremdenverkehrsamt bitten, dich zu unterstützen.»

«Ja klar. Die Einzigen, die sie unterstützen, sind doch die Leute in Ballyfin.»

Das war die übliche Klage, weshalb Bríd den Kopf schüttelte und von einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung sprach. «Hör mal, wir zahlen auch unsere Steuern. Und ich sag dir noch was: Wer nicht fragt, der bekommt auch nichts.»

Dan unterbrach sie. «Das stimmt, aber ich sag euch mal, was mir wirklich stinkt. Niemand interessiert sich für unsere Meinung. Obwohl

doch wir hier leben, kommt niemand zu uns und sagt: «Das hier sind unsere Pläne, kommt und sagt uns, was ihr davon haltet.»»

Bríd und Conor nickten, Aileen erhob Einwände. Eigentlich stimme das gar nicht, meinte sie. In Carrick hingen Plakate, dass die Gemeinde eine Bürgerversammlung abhalte. Es gehe um die nächstjährige Haushaltsplanung für die ganze Halbinsel. Vielleicht sogar um einen Fünfjahresplan. Jedenfalls wollten sie in den nächsten Wochen eine öffentliche Versammlung abhalten und ihre Ideen vorstellen. Dan brach in lautes Gelächter aus, als hätte Aileen etwas total Dummes gesagt. Das Ganze sei doch nur Augenwischerei, denn so sei das letztlich immer. Was zähle, seien braune Umschläge in den Hinterzimmern. Jedenfalls behaupte das sein Dad. Aileen wurde rot und zog sich hinter den Tresen zurück. Wie sie jetzt verlegen mit etwas Geschirr in der Spüle herumklapperte, tat sie Conor leid. Schließlich hatte Dan ja selbst das Thema Einbeziehung der Bürger angesprochen. Conor war kurz versucht, ihm einen Tritt gegen das Schienbein zu versetzen, doch dafür war es jetzt zu spät, und Aileen würde es ihm auch nicht danken. Sie wirkte ein bisschen schüchtern, und vermutlich fände sie es nicht gut, wenn er Theater machte.

Als er später auf seiner Vespa nach Hause knatterte, sagte sich Conor, dass Dan Cafferky zumindest in einem Punkt recht hatte. Alles Geld, das die Touristen auf Finfarran ließen, schien bis auf den letzten Cent in Ballyfin zu landen. Der ehemalige kleine Fischereihafen war inzwischen ein boomender Tourismusort, in dessen schmalen Gassen der Jetset und berühmte Filmstars flanieren. Den Strand entlang zog sich eine Kette schicker Restaurants, in denen immer eisgekühlter Champagner bereitstand. Man verkaufte den Touristen diesen Ort, der am westlichsten Zipfel der Halbinsel noch hinter den Knockinver Mountains lag, als bestgehüteten Geheimtipp Irlands. Wer auf dem Rest der Halbinsel wohnte, nannte es dagegen das bekannteste Geheimnis der Welt. Aber Aileen hatte recht. Die gut ausgeschilderte, mit teurem Geld unterhaltene, breite Straße von Carrick führte auf kürzestem Wege nach Ballyfin, und die kleineren Straßen, die davon abgingen, wurden selten von Touristen befahren. Was nicht erstaunlich war, da sie selbst für Traktorfahrer eine Herausforderung darstellten. Tatsächlich waren das

wirklich gut gehütete Geheimnis der Halbinsel Finfarran ihre Wiesen und Felder, Wälder und Klippen im Süden und Norden, zwischen denen einzelne Höfe und Dörfer verstreut lagen. Das waren die Orte, die Miss Casey mit dem Bibliotheksbus abklapperte. Und soweit Conor das beurteilen konnte, wussten die Federfuchser gar nicht, dass es sie überhaupt gab.

## Kapitel 5

An der Rezeption trug Hanna sich als Mrs. M. Turner ein, nahm ihren Schlüssel entgegen und begab sich in ihr Zimmer. Dort ging sie energisch darüber hinweg, dass jeder Snack auf der Karte mehr kostete als eine ganze Woche Mittagsbrote in der Bibliothek, rief den Roomservice an und bestellte ein Sandwich und eine große Kanne Tee.

«Darjeeling oder China, Madame?»

«Earl Grey», antwortete sie bestimmt. Wenn sie Malcolm um Viertel nach drei empfangen wollte, gewöhnte sie sich besser gleich daran, selbstsicher aufzutreten. In einem Brief konnte er sie abblocken, doch wenn sie im selben Zimmer beisammensaßen und sich unterhielten, würden sie gewiss eine Lösung finden.

Er war immer ein Kontrollfreak gewesen, im Rückblick erkannte sie das jetzt. Louisa und George Turner hatten ihren intelligenten, gutaussehenden Sohn vergöttert und ihm alles mitgegeben, was er zum Erfolg brauchte. Im Gegensatz zu ihnen hatten die ehrgeizigen Wünsche ihres einzigen Kindes Tom und Mary vollkommen verblüfft. Aber Tom hatte bereitwillig für Hannas Ausbildung in Carrick bezahlt und ihr ein Bündel Fünfpfundscheine in die Tasche gesteckt, als sie ihre erste Stelle in einer städtischen Bibliothek in Dublin antrat. Und als sie ihm telefonisch mitteilte, dass sie nach London ziehen würde, hatte er ihr Glück gewünscht. Mary hatte ihm den Hörer aus der Hand gerissen und ihr vorgeworfen, sie sei der Nagel am Sarg ihres armen Vaters. Hanna wollte gerade auflegen, als sie erneut Toms freundliche Stimme hörte.

«Achte nicht auf deine Mam, Liebling, wir freuen uns für dich. Nur ist London eben sehr weit weg.»

«Nicht wirklich, Dad, und es ist eine Riesenchance, dass ich einen Platz in diesem College bekommen habe. Vielleicht kann ich dann irgendwann in einer Galerie arbeiten. Und das habe ich mir doch immer gewünscht.»

Ja, so war es gewesen. Bilder waren das, was ihr zuerst etwas bedeutet hatte, Worte kamen erst später dazu. Als Kind hatte sie sich nicht fürs Lesen interessiert. Zu Hause hatten ohnehin nur eine zerfledderte Bibel

aus viktorianischer Zeit und eine Taschenbuch-Biographie über John F. Kennedy herumgestanden. Das Erste, was ihre Phantasie in Gang gesetzt hatte, war das Gemälde eines Hauses gewesen.

Es war ein in Öl gemaltes, kompakt gebautes Gutshaus aus dem 18. Jahrhundert gewesen. Davor stand ein junger Mann mit einem Dreispitz auf dem Kopf, einem gelben Mantel, Kniebundhosen und einer wunderschön bestickten Weste; seine Hand war zum Kopf eines Pferdes geführt. Das Pferd war vor eine hochrädige, offene Kutsche gespannt, in der eine junge Frau mit rosigen Wangen, gepuderten Locken und einem gesteppten Reifrock ein Kleinkind auf dem Schoß hielt. Selbst als Teenager hatte Hanna gespürt, mit welcher Freude das Bild verkündete, dass es hier jemand zu etwas gebracht hatte. Irgendwo im Hintergrund stand ein Stallbursche, aber die Hand am Zaum des Pferdes war die seines Besitzers, und der Stolz, mit dem er dem Betrachter sein Glück präsentierte, war viel zu berührend, um arrogant zu wirken. Im Rückblick begriff Hanna, dass das, was sie als Kind angezogen hatte, eine naive Mischung aus Materialismus und Romantik gewesen war. Hier sah sie eine Welt, in der Menschen, die kaum älter waren als sie selbst, in häuslichem Glück harmonisch und in einer beneidenswerten Umgebung lebten. Das Paar war sich unübersehbar innig zugetan. Und offensichtlich gehörte ihnen alles, worauf der Blick fiel. Für Hanna, die in den Zimmern über Crossarras Postamt aufgewachsen war, ließ das Gemälde überwältigende Möglichkeiten aufscheinen.

Sie hatte es auf einem Werbeflyer für eine Kunstausstellung entdeckt, der in einem Buch der Schulbibliothek steckte, zu dessen Lektüre sie von einem Lehrer angeregt worden war. Das Buch war langweilig, und als die vierzehnjährige Hanna den Flyer fand, war die Ausstellung schon längst vorbei, aber die Kopie des Bildes hatte sie gefesselt. In jenem Jahr beschwatzte sie ihren Vater in den Sommerferien, mit ihr nach Dublin zu fahren und die National Gallery zu besichtigen. Sie gingen eine Stunde lang darin herum, ohne Hannas Bild zu finden, aber als sie herauskamen, war Hanna der Kunst verfallen. Sie wusste bereits, dass sie mit Pinsel oder Zeichenstift eine Niete war, doch es gab auch Menschen, die sich um das ganze Drumherum kümmerten und zum Beispiel die Schilder beschrifteten, die unter den Bildern und Statuen hingen,

oder Listen und Kataloge erstellten. Vielleicht konnte sie einen solchen Job finden. Als sie dann später entdeckte, dass die großen Kunstgalerien ihre eigenen Bibliotheken besaßen, fügte sich alles zusammen. Sie würde eine Ausbildung zur Bibliothekarin durchlaufen und sich dann eine Stelle in einer Galerie suchen. Und dann würde sie den Rest ihres Lebens zwischen Gemälden verbringen, die die Augen leuchten ließen und das Gehirn auf Hochtouren brachten – und wunderschöne Bücher betreuen, die alles über die Kunst verrieten.

Damals hatte sie nicht nur die Tatsache erregt, dass sie einen Berufswunsch gefunden hatte. Es gab da auch den Gedanken, eines Tages jenseits der Grenzen der Halbinsel Finfarran ihre eigene Version des in dem Bild dargestellten Lebensstils zu verwirklichen, einschließlich eines wunderschönen Hauses, eines wundervollen Ehemanns und einer wunderbaren Familie. Wenn Hanna heute an dieses Paar aus dem 18. Jahrhundert zurückdachte, das nicht weniger von sich überzeugt gewesen war als jedes Liebespaar im 21. Jahrhundert, das seine Fotos auf Facebook postete, sah sie nichts als Verwundbarkeit. Das Schiff des Kaufmanns auf See gesunken. Die Bank bankrott. Die Kinder von Infektionskrankheiten bedroht und dazu die Gefahren des Kindbetts. Das Vermögen verspielt oder für eine Geliebte vergeudet. Die Einsamkeit einer Ehefrau, die auf dem Land festsitzt, während sich ihr Mann in der Stadt verlost.

Ein Klopfen an der Tür ihres Hotelzimmers riss Hanna aus ihren Gedanken. Es war ein Kellner mit ihrem Sandwich. Während er es auf einen Tisch beim Fenster stellte, betrachtete Hanna ihre Umgebung. Hier saß sie also in einem mit zurückhaltendem Charme eingerichteten Zimmer in einer ruhigen Londoner Nebenstraße, während Mary Casey vermutlich in einem Bus übers Land rumpelte, um ihren Wocheneinkauf in Carrick zu erledigen. Die Tür schloss sich hinter dem Kellner, und Hanna schaute auf ihr Hähnchenbrust-Sandwich hinunter. Daneben stand ein Schälchen mit einem Salat aus Rote-Beete-Blättern, Spinat und Walnüssen. Das Geschirr war aus Porzellan, und rechts davon lag ein schweres Silberbesteck, eingerollt in eine Damastserviette. An diese Art von Service war sie während ihrer Ehe mit Malcolm gewöhnt gewesen, aber

sie war, wie ihre Mutter nur zu gerne betonte, nicht so aufgewachsen. Und auch als sie zum Studieren nach London gezogen war, war ihr Leben ganz anders gewesen. Damals hatte sie kurz nach ihrer Ankunft eine Wohnung in Paddington gefunden, in der sie in einer WG mit drei Mädels Anfang zwanzig zusammengewohnt hatte. Gemeinsam hatten sie Galerien und Museen besucht, Schaufensterbummel durch die King's Road gemacht, hatten in Pubs unten am Fluss Bier getrunken und in italienischen Restaurants in Soho Spaghetti gegessen. Lucy, die Älteste, arbeitete als Köchin und kochte gerne für die anderen, die genau wie Hanna Studentinnen waren. Ihre Wohnung im vierten Stock eines schmutzigen Hauses aus dem 19. Jahrhundert besaß einen gemauerten Balkon vor dem Küchenfenster. Im Sommer saßen sie gerne dort an einem wackeligen Tischchen, die nackten Beine in die Sonne gestreckt, und tranken Wein, während Diana Ross im Radio *Endless Love* sang und die Ausdünstungen der Stadt sich mit dem Geruch von Ambre Solaire vermischten.

Hanna und Malcolm lernten sich in dem Restaurant kennen, in dem Lucy arbeitete. Die anderen Mädels aus der Wohnung hatten sie zum Geburtstag dorthin eingeladen, und Lucy hatte zum Nachtisch einen kostenlosen Riesenteller Eis organisiert, der mit bunt brennenden Wunderkerzen serviert wurde. Alle im Restaurant hatten geklatscht, als die Kellner ihn unter *Happy Birthday*-Gesang hereintrugen, und ein paar junge Männer am Nachbartisch spendierten eine Flasche Champagner. Danach hatten sich die beiden Gruppen zwangsläufig zusammengesetzt – und das war der Anfang gewesen. Innerhalb weniger Wochen waren Hanna und Malcolm ein Paar, und einen Monat später hatte er sie seinen Eltern vorgestellt, die in Kent in einem großen Haus mit weiten Rasenflächen und einem Tennisplatz lebten. Sie fuhren an einem Samstag mit dem Auto hin, und Louisa, Malcolms Mutter, empfing sie in einer Eingangshalle mit einem offenen Kamin, dessen Sims mit Reliefs verziert war und in dessen Feuerstelle eine Vase mit Lilien stand. Während Malcolm den Wagen parkte, führte Louisa Hanna ins Wohnzimmer, und sie setzten sich neben einer geöffneten Terrassentür auf chintzbezogene Sessel. Louisa war reizend gewesen, und Hanna hatte sie sofort gemocht. Hanna erzählte gerade, wie Malcolm und sie sich im



Restaurant kennengelernt hatten, als dieser selbst ins Zimmer trat und ihr Gespräch unterbrach.

«Schicksal? Überhaupt nicht. Sie ist mir schon aufgefallen, als sie zur Tür reinkam, und ich wusste sofort, dass ich sie will!»

Alle lachten, Hanna eingeschlossen. Damals hatten Malcolms Selbstsicherheit und sein energisches Auftreten warm und liebevoll gewirkt und nicht tyrannisch. Und auch wenn er ihr Herz mit seiner einnehmenden Art und seinem guten Aussehen im Sturm erobert hatte, so war sie doch Tom Caseys Tochter aus Crossarra geblieben. Eine junge Frau, die unter Leuten, die sich nicht zum Narren halten ließen, hinter der Ladentheke aufgewachsen war. Sie wusste, dass mehr an Malcolm war als sein Macho-Charme. Er war intelligent und mutig, fleißig und interessant, und er war seinen Eltern ein sehr guter Sohn.

Und er liebte sie wirklich. Als sie drei Monate später feststellte, dass sie schwanger war, kam ihr gar nicht der Gedanke an eine Heirat. Sie hatte eine Abtreibung im Sinn und ihm nur von dem Baby erzählt, weil sie ihm das Recht zugestand, Bescheid zu wissen. Er aber war entzückt, umarmte sie begeistert und wollte gleich alle Welt mit der Neuigkeit beglücken. Hanna hatte auf dem Doppelbett im Gästezimmer seiner Eltern gegessen und ihn erstaunt angesehen.

«Wie kommt es, dass sie nicht wütend sind?»

«Wenn ich glücklich bin, sind sie auch glücklich.»

Malcolm hatte sich vor ihr niedergekniet und ihre Hand ergriffen. «Bedeutet das, dass du dich entschieden hast, meinen Antrag anzunehmen?»

«Ich weiß nicht recht.»

«Bitte, Hanna. Tun wir es einfach. Ich liebe dich. Ich möchte für dich sorgen. Ich möchte, dass wir unser Kind gemeinsam großziehen und glücklich sind.»

«Bist du dir sicher?»

«Dass ich glücklich sein möchte?»

«Nein, du Dummkopf, bist du dir sicher, dass wir richtig füreinander sind? Wir haben noch nie übers Heiraten gesprochen. Das war alles nicht geplant.»

«Das gilt aber nur für dich, Miss Casey. Ich habe schon Hochzeitsglocken gehört, als ich dich das erste Mal gesehen habe.»

«Und dann? Dann hast du ein Loch in ein Kondom gemacht, damit es passiert?»

Er grinste sie an. «Nein, dieser Teil war wirklich Schicksal. Aber ich hätte daran denken sollen. Du hättest es niemals herausgefunden.»

Während er noch vor dem Bett kniete, hatte sie sich lachend hinuntergebeugt und ihn geküsst. Doch in den letzten bitteren Ehejahren hatte sie begriffen, dass ihr Scherz einen zentralen Zug von Malcolms Persönlichkeit erfasst hatte. Er war in der Überzeugung erzogen worden, ein gottgegebenes Recht auf alles zu haben, was er sich wünschte, und so manipulierte er instinktiv jeden um sich herum, um genau das zu bekommen.

Als sie ihre Eltern angerufen hatte, um ihnen von der Verlobung zu erzählen, hatten die Dinge ganz anders ausgesehen. Mary Casey hatte einen Schwangerschaftsradar, der sich durch die räumliche Entfernung nicht täuschen ließ.

«Oh Allgütiger, Hanna-Mariah, du hast dich ins Unglück gestürzt. Habe ich deinem armen Vater nicht gesagt, dass dieser Bibliotheksun-sinn zu nichts Gutem führen wird?»

Hanna hörte sich ein paar Minuten lang die zornigen Ergüsse ihrer Mutter an, bis ihr Vater den Hörer übernahm.

«Ist alles in Ordnung mit dir, Liebling? Fühlst du dich wohl in deiner Haut?»

Solange sie sich «wohl in ihrer Haut fühlte», war Tom jederzeit bereit gewesen, ihre halbherzig verteidigte Fiktion zu schlucken, dass sie ohne jeden Hinweis auf eine Schwangerschaft glücklich und zufrieden verlobt war. Und genauso bereitwillig hätte er das Schild *Geschlossen* an die Ladentür gehängt und wäre mit dem Boot nach England gefahren, um jeden Mann, der sie unglücklich gemacht hätte, nach Strich und Faden zu verdreschen. Die Rührung über seine Güte schnürte Hanna die Kehle zusammen, so wie die Reaktion ihrer Mutter sie auf die Palme gebracht hatte.

«Und wie willst du jetzt deine Traumstelle finden, Mädchen? Mit einem Kind auf dem Arm und einem Mann, der versorgt werden will, wirst du dein Leben weit weg von Galerien und Museen verbringen.»

Eine Woche nach diesem Telefongespräch war Hanna bei Malcolm eingezogen. Er lebte für eine lächerlich niedrige Miete in einem repräsentativen Mehrparteienhaus in der Nähe des Sloane Square, da die Wohnung irgendeinem Vetter gehörte.

«Sie ist Familieneigentum. Ich glaube, unser gemeinsamer Ururgroßvater hat sie bei der Errichtung des Gebäudes gekauft.»

«Aber wo wohnt dein Vetter?»

«In der Nähe meiner Eltern. Du wirst ihn irgendwann kennenlernen. Außerdem hat er hier in der Stadt noch eine Zweitwohnung, und die liegt näher an seinem Arbeitsplatz.»

Für Hanna war die Vorstellung, dass eine Familie über einen beträchtlichen Immobilienbesitz und hier und da verstreute, leerstehende Wohnungen verfügte, etwas ganz Außergewöhnliches. Und die Wohnung war wunderschön. Drei Zimmer, und vor dem Wohnzimmer lag ein großer Balkon. In der Küche bügelte Malcolms Putzfrau einmal die Woche die Wäsche. Vor dem Balkon öffnete sich ein Panoramafenster, und eine Glastür führte nach draußen. In Hannas WG in Paddington war der Zugang zu dem staubigen Küchenbalkon, auf dem die Mädels aßen, studierten und plauderten, nur mittels einer umgedrehten Kiste und durch die Kletterei durch ein Schiebefenster möglich gewesen.

Anfangs hatte sie noch versucht, ihre Kurse am College durchzuziehen. Aber es war Hochsommer gewesen, und in London hatte die Luft vor Hitze geflirrt. Zweimal war es Hanna in der U-Bahn so schwindlig geworden, dass der Schaffner die Sanitäter rufen musste. Der Gedanke, mit dem Taxi zur Vorlesung zu fahren, war einfach nur lächerlich, eine direkte Busverbindung gab es nicht, und zu Fuß war der Weg zu weit. Nachdem sie sich eine Zeitlang so schlecht gefühlt hatte, dass sie ein ganzes Modul verpasste, beschloss sie, ihr Studium vorläufig aufzugeben und sich im folgenden Jahr wieder einzuschreiben. Als sie das Zimmer ihres Tutors verließ, ahnte sie den skeptischen Blick in seinen Augen.

Im Rückblick erinnerte Hanna sich nicht mehr, ob Malcolm selbst oder seine Mutter eine Hochzeit in Kent vorgeschlagen hatte; sie war nur zu gerne bereit gewesen, einen von Mary Casey dominierten Tag zu vermeiden. Kurze Zeit war sie besorgt, als ihr klarwurde, dass die Turners von einem Gottesdienst in der idyllischen mittelalterlichen Kapelle ihres heimischen Dorfes ausgingen, während ihre eigenen Eltern eine Messe in der nächstgelegenen römisch-katholischen Kirche erwarteten.

Aber George und Louisa waren verständnisvoll und organisierten Autos, um die Gäste vom Haus zur Kirche und wieder zurück zu chauffieren, und als Sahnehäubchen wickelte Malcolm auch noch den Priester, den Louisa zum Tee eingeladen hatte, um die Zeremonie zu besprechen, mit seinem Charme vollkommen ein. Das eindrucksvolle Heim der Turners hatte in Verbindung mit Louisas aufmerksamer Art bewirkt, dass der Priester dem Brautpaar den vorgeschriebenen Kurs erließ, in dem die Sicht der Kirche auf die Ehe erläutert wurde. Er werde sie sehr gerne trauen, hatte er gesagt und sich mit einem Stück Battenbergkuchen in dem bequemen Sessel zurückgelehnt. Und es werde ihm eine Ehre sein, zum Empfang zu kommen. Als er mit einer Flasche von Georges erlesenem Portwein abzog, hegte Hanna den Verdacht, dass er sie genauso bereitwillig mit einem Baumanbeter trauen würde.

Der Hochzeitstag verging wie im Flug. Hannas Eltern waren erst unsicher, wie sie sich verhalten sollten, aber George erwies sich Tom gegenüber als äußerst aufmerksamer Gastgeber, und Mary freundete sich mit einer von Malcolms Tanten an, die wie sie das Gefühl hatte, ohne Tanz sei es keine richtige Hochzeit. Als sie entdeckten, dass es keine Band gab, beschlossen sie, sich in einer Ecke gegenseitig mit etwas Gesang zu unterhalten. Als alle gegangen waren und Hanna auf der Terrasse saß, die Füße auf einen Tisch gelegt, kam Malcolm mit zwei Gläsern Champagner zu ihr.

«Ich weiß, dass du nichts trinken darfst, aber ein Schlückchen wird schon nicht schaden.» Er legte ihre Finger behutsam um den Stiel des Glases. «Ich will, dass wir auf unsere Liebe und unser gemeinsames Leben anstoßen.»

Hanna schüttelte den Kopf. «Davon wird mir nur schlecht. Und außerdem sollte ich nicht.»

«Nur einen Schluck. Heute ist doch unser Hochzeitstag.» Er stieß mit ihr an. «Auf dich, mich und das Baby.»

Vielleicht waren es die Hormone, aber plötzlich fühlte Hanna sich den Tränen nah. Mit feuchten Augen hob sie das Glas und trank wider besseres Wissen. Sie lächelte Malcolm über den Rand hinweg zu und wiederholte seinen Trinkspruch: «Auf dich, mich und das Baby.»

Als sie jetzt, beinahe dreißig Jahre später, vor dem Fenster ihres Zimmers im Parsons Hotel im vornehmen Stadtteil Mayfair am Tisch saß, dachte Hanna an diesen Moment zurück. Da sie damals gespürt hatte, wie sehr Malcolm sie liebte, hatte sie später niemals an ihm gezweifelt. Wäre vielleicht alles anders gekommen und wären sie heute noch verheiratet, hätte sie das Kind nicht zwei Monate später verloren?

[...]